

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 189. Bromberg, den 4. September 1928.

Luzifers Ende.

Roman von W. Klöpffer.

Vertrieb: Karl Dunker Verlag Berlin W. 62.

(19. Fortsetzung — (Nachdruck verboten.)

Klaus tat ein paar heftige Züge und begann seine eigenen Erlebnisse zu schildern, wie er nach Lugano, nach Hamburg und Newyork gekommen sei und schließlich auf diese Isla del diablo. Es hörte sich an wie ein Roman. Als er von dem Betrieb der Angelschen Klinik berichtete, zog Peter die Brauen in die Höhe. Er ließ sie fallen, als Klaus den unantastbaren Charakter des Professors hervorhob. Einen Menschen, auf den die Beschreibung von Lux paßte, kannte er nicht. Lantadilla, den Namen hatte er nie gehört. Nur Ishi und der Gouverneur waren ihm geläufige Gentlemen. Daß die Insel per Radiotelephonie Verbindung mit der Außenwelt hatte, war eine interessante Neuigkeit. Schließlich sagte Klaus:

„Ein paar Fragen noch, Peter, die mir auf der Seele brennen. Devil hat dich wegen des Vitalin entführt, ganz meine Vermutung. Du sagtest, der Mann behielte seine Errungenschaften für sich, wie ein Geizhals etwa. Nun haben wir aber das Faktum, daß dieser Lux dein Vitalin an seinen Privatpatienten anwendet. Demnach scheint Devil sein Prinzip bereits durchbrochen zu haben, wie? Wenn man nur wüßte, aus welchem Grund.“

Peter zuckte die Achsel. „Vielleicht will er Geld machen. Denn er ist es doch, der hinter diesem Lux steht und ihm das Medikament überlassen hat.“

„Möglich. Deiner Erzählung nach deutete er ja einmal an, daß er „die Schleusen seines Hirnes gelegentlich öffnen und Tropfen seiner Wissenschaft über die Welt versprühen wolle.“ Welch verstiegene Ausdrucksweise übrigens! Der Mann ist trotz seiner unleugbaren Genialität geistig nicht normal, so paradox das klingt. Eins ist erwiesen, der gute Angel nährt ein Schlangennest an seinem Busen, wenn ich trivial reden will. Mit diesem Lux hat er sich etwas Schönes aufgehalst, der Kerl kann ihn noch in die schwierigsten Lagen bringen. Die zweite Frage ist die: wo sollen wir diesen Devil suchen? Du erwähntest, er sei seit einiger Zeit nicht mehr auf der Insel. Er hat anscheinend überall seine Agenten und Zutreiber, ein ganzes Netz geht über die Erde. Wo also soll man ihn suchen? Das von dir gelieferte Signalement paßt auf keine von den Personen, die meinen Weg gekreuzt haben. Vielleicht bedient er sich einer Maske wie damals in Ponte Tresa? Zuzutrauen ist ihm alles. Weißt du, daß ich Hangman im Verdacht hatte, dein Entführer zu sein? Nun erfahre ich, er ist nur Devils rechte Hand. Ein verrücktes Abenteuer ist das, hörst du, Peter!“

Der nickte. Sorgen erfüllten ihn. Er meinte nachdenklich: „Du bist also der Ansicht, daß die Tänzerin mitschuldig ist?“

„Bestimmt. Damit komme ich auf ein anderes Thema. Erinnerst du dich, was für Manschettenknöpfe dein Amerikaner damals trug? In Lugano und später auf der Fahrt nach Genua. Besinne dich, Peter, es ist sehr wichtig.“ Seine Augen lagen wie wachsame Hunde auf dem Gesicht des Älteren.

„Ich erinnere mich“, versetzte Peter gedankenvoll, „aber es ist reiner Zufall. Mir fiel damals auf, daß der Mann zweierlei Muster trug, ein billiges, das eben gut ein hinteres Kragenknöpfchen sein konnte und wie ein Behelf wirkte, und ein anderes kostbares, das aus einem roten von Brillanten umsäumten Stein bestand, in den ein Kopf geschnitten war. Sehr genau habe ich die Dinger allerdings nicht betrachtet, ich hatte andere Gedanken.“

„Danke, deine Beobachtung genügt vollkommen“, erwiderte Klaus befriedigt. „Es ist, wie ich mutmaßte. Devil hat in jener Nacht den einen Manschettenknopf beim Klettern verloren. Damit ist bewiesen, daß die Lantadilla diesen Devil kennt. Denn nur von ihm kann sie den Anhänger haben.“

„Oder umgekehrt“, wendete Peter ein. „Sie hat ihm die Knopfgarnitur geschenkt.“

„Kann sein, ist aber weniger wahrscheinlich, lieber Peter. Ich komme mehr und mehr zu der Ansicht, daß wir unser Spiel erst dann gewonnen haben, wenn ich diesen Mr. Devil zwischen den Fingern habe. Bruder, das ist eine harte Nuß.“ Sein Gesicht war in Furchen aufgespalten. Plötzlich machte er eine Bewegung, als schöbe er einen Vorhang zur Seite und sagte:

„Lassen wir das. Zu uns selber. Wie kommen wir am raschesten von hier fort, Peter? Du mußt die Möglichkeiten am besten beurteilen können.“

Fluchtpläne.

Professor Sanders Gesicht war in Hoffnungslosigkeit getaucht. „Man kann von hier nicht fortkommen, Klaus“, sagte er leise. Seine Stimme klang trostlos und resigniert. Noch nie hatte Klaus ein so völlig ausgelöschtes Menschenantlitz gesehen.

„Unsinn“, polterte Klaus. „Bin ich hergekommen, komme ich auch wieder fort, das wäre gelacht. Wenn nicht heute, dann morgen oder übermorgen oder in einer Woche.“ Sich der Unbeholfenheit und Zermürbtheit des älteren Bruders erinnernd, fuhr er freundlich fort: „Pardon, Peter. Es dreht sich um dich, um dich vor allem. Wie bringe ich dich zu Gussy? Sag' mir, gibt es keine Chance? Du mußt dich besinnen.“

Peter schüttelte müde den Kopf.

„Glaubst du, ich hätte mir das Hirn nicht schon zerquält nach dieser Chance, nach einer Fluchtmöglichkeit? Nächtelang bin ich dagesessen. Nichts. Man kann ohne den Willen Devils oder Hangmans nicht von hier fort, man klebt auf einem Fleck Erde, von steilen Felswänden und einem Ozean umgeben, aussichtslos, hoffnungslos. Man kann nichts tun, als die Hände in den Schoß legen und seinen Tod erwarten. So ist die Lage, Klaus.“

„Die Unterseeboote? Ein Flugzeug? Denke nach, Peter.“

„Können wir ein Flugzeug steuern? Kannst du ein Unterseeboot ohne Mannschaft regieren, wenn es dir wirklich gelingt, es ihnen wegzunehmen? O, Klaus, das Leben ist kaum zu ertragen“, meinte Peter und starrte vor sich hin.

„Kreuzkruzitürken“, fluchte Klaus. „Ist es glaublich? Sitzen wir da zu zweit auf so einer blödsinnigen Insel und wissen keinen Ausweg. Im Notfall könnte man einem von den beiden Ehrenmännern Ishi und Hangman seine Hände um die Gurgel legen und solange drücken, bis der Schuft uns den Weg in die Freiheit verrät. Aber so gewaltsame Ideen taugen meist nicht viel. Ich habe die Empfindung, wir kämen nicht weit.“ Ein Einfall durchzuckte ihn. Er sagte: „Du, Peter, du hast doch Vertrauen zu mir, wie? Mir ist da zunächst ein Gedanke gekommen: ich versuche zunächst allein zu entfliehen, und wenn es mir glückt, wirst du auch frei, das verspreche ich dir. Bist du damit einverstanden?“

Professor Sander nickte, obwohl er nicht davon überzeugt war, daß seines Bruders Flucht gelingen könne. Immerhin, man hatte in ihrer Lage nicht viel Auswahl.

Klaus sah nach seiner Uhr. „Waas? So spät ist es schon? Brrr, in vier Stunden wollen sie mich hinter den Röntgenschirm stellen. Es ist höchste Zeit, daß ich verschwinde und mir ein geeignetes Versteck suche, wo ich in Ruhe eine Gelegenheit abpassen kann. Ein Schuppen, eine Fischerhütte, irgendetwas wird sich schon finden. Sorge dich nicht um mich, Peter. Die Hauptsache ist, daß auf dich kein Verdacht fällt, daß sie dir nichts anhaben können. Über mein Verschwinden mögen sie denken, was sie wollen. Auf einer Fläche von zehn Kilometer Durchmesser können die Brüder lange suchen."

„Willst du dich denn nicht bei mir verbergen, Klaus?" meinte der Professor erstaunt. „Es wäre doch das Nächstliegende —"

Klaus tätschelte dem Bruder gerührt die Schulter. „Bist ein guter Kerl, Peter. Aber dich will ich aus dem Spiel lassen. Es geht dir bis dato leidlich, das ist eine sehr tröstliche Gewißheit, die ich mit fortnehmen möchte. Versteh' mich."

„Dein Vorhaben, Klaus, ist ein großes Wagnis. Aber ich sehe ein, es geht nicht anders. Ich kann mir nur nicht denken, wie du von der Insel fortkommen willst?"

„Überlasse dies mir, Peter. Ich bin schon vor schwierigeren Lagen gestanden. Ich weiß, was ich mir zutrauen darf. Natürlich kann sich meine Abreise tage-, wochenlang hinziehen. Das schadet nichts, in einer Siedlung von solchen Dimensionen kann man schon irgendwo in der Zwischenzeit untertauchen; ich bin darin nicht ohne Übung. Noch etwas, Peter. Vielleicht lasse ich dir einmal Nachricht zugehen oder so; für diesen Fall müssen wir ein Stichwort haben. Nehmen wir Klaus, wie? Wenn also jemand mit einer Botschaft kommt und dir den Namen „Klaus" sagt, ist die Sache in Ordnung, verstehst du."

Der Professor nickte. Sein gutes, ehrliches Gesicht war von Sorge überschattet.

„Sei vorsichtig, Klaus", bat er. „Ich weiß jetzt, was für ein fixer Kerl du bist, aber trotzdem. Und sei mir nicht böse, weil ich nicht mitgehe. Schau, ich bin den Situationen, die da unvermeidlich sind, nicht gewachsen. Ich würde dir die Sache nur verpfuschen. Wegen eines Versteckes gebe ich dir den Rat: versuche es im Hafenviertel. Und wenn es dir glückt, worum ich Gott bitte, dann —"

„Verlaß' dich drauf, Peter, ich hole dich. Laß mich nur erst wieder in Newyork sein. Ich habe Lux und die Tänzerin. Eins von den beiden muß mir die geographische Lage der Insel verraten, die Vorbedingung für deine Befreiung ist. Das mit dem Hafen ist kein übler Gedanke. Aber jetzt muß ich fort, in einer Stunde haben wir Tag. Leb' wohl, Peter, und Kopf hoch!"

Und ehe sich's Professor Sander versah, hatte er seinen Kuß weg, und Klaus war aus dem Zimmer.

Atimeh mit dem gelben Sarong.

Klaus folgte ganz einfach der großen Allee, die schnurgerade zum Hafen führte. Er glitt geräuschlos vorwärts, sich in den Schatten der Bäume und Häuser schmiegend. Der Mond stand wie eine ausgelaugte Zitronenscheibe am violetten Himmel. Kein Mensch war auf den Beinen. Sterne verglühten und schlichen sich sacht von dannen. Vögel zirpten leise im Schlaf.

Als Klaus eine halbe Stunde später durch das Fabrikviertel schlich, sah er auf einer Wäscheleine grobe Anzüge zum Trocknen aufgehängt, wie sie Schlosser oder Monteure tragen. Er nahm einen herab und vertuschte ihn mit seinem gestreiften Kittel. Die viel zu weiten, dunkelblauen Hosen schlotterten um sein Gebein. Den Krankenkittel rollte er zu einem Bündel zusammen und quetschte ihn unter den Arm. Er sah nun wie ein Fabrikarbeiter aus und freute sich darüber.

Es geht gut an, dachte er.

Im übrigen mangelte ihm noch immer ein festumrissener Plan. Man würde ja sehen. Die Sorglosigkeit vorhin bei Peter war gemacht, um den guten Menschen nicht noch mehr zu ängstigen. So ganz rosig war die Lage keineswegs. Wenn die Kerle hier Spürhunde hatten oder ihre Polizisten auf ihn hetzten, wurde die Sache ungemütlich. Möglicherweise jedoch würden sie gar kein so großes Gewicht auf sein Verschwinden legen, sondern annehmen, er habe sich in einem Anfall von Schwermut oder Gallensteinkolik ein Leid angetan.

Klaus besann sich. Gestern bei seiner Ankunft waren ihm mehrere Holzhütten in der Nähe des Hafens aufgefallen, wie sie von Fischern zum Aufbewahren von Gerätschaften, Kähnen und Netzen benutzt werden. Solche Dinger besaßen immer einen Dachboden. Hier konnte man sich vielleicht fürs erste verbergen. Das Projekt hatte noch den Vorteil, daß er stets den Hafen vor Augen hatte und sah, wann ein U-Boot zur Abfahrt rüstete.

Klaus schlug einen leichten Trab an. Er kam in das Viertel, wo die Singhalesen, Malayen und Tamilen wohnten. Die kleinen Bungalows, vor denen zuweilen eine Karete mit dem halbrunden Mattendach oder eine Rickschah aus Bambusrohr stand, verrieten ihm das. Feigenbäume und Arekapalmen wuchsen in den Vorgärten. Plötzlich ließ ihn ein Geräusch zusammenfahren.

Eine Bambusjalousie knatterte. Ein dumpfer Fall folgte. Wie wenn ein Mensch aus zwei Meter Höhe auf einen Rasen springt — so war das. Klaus drückte sich pfeilschnell an den Stamm eines Baumes. Bohrte Blicke und Gehör in die Richtung, aus der das Geräusch gekommen war, seine Rechte umspannte den Browning in der Hosentasche.

Um die Ecke ging ein kleiner, gelber Mann. Mit kurzen Beinen, langen Armen und einem Gesicht wie ein Affe. Es war jetzt hell genug, um das unterscheiden zu können. „Wie kommt ein Japaner hierher?" dachte Klaus und ließ den Gelben vorbei, der gegen die Mittelstadt verschwand. Als dessen Tritte verklungen waren, hörte er das leise Weinen einer Mädchenstimme. Gedämpft, doch deutlich, trug der Wind die schluchzenden Töne herüber. Klaus tastete sich an ihnen fort, wie an einem unsichtbaren Faden, der in ein Fenster zu ebener Erde mündete. Er stutzte.

Seht an, das ist doch das ockergelb getünchte Haus, in welchem gestern die Kleine mit dem safrangelben Sarong verschwand, dachte er. Das schokoladenbraune Singhalesenmädchen. Wie hieß es gleich? Matinee oder so ähnlich — — — nein, Atimeh. Weinte Atimeh? Eine nicht befestigte grüne Bambusjalousie schaukelte im Morgenwind. Aus ihren Spalten sickerten die schluchzenden Töne . . .

Klaus hob sich auf die Zehenspitzen und spähte durch so eine Spalte. Er sah einen kleinen dämmerigen Raum, von einer rosenroten Papierlaterne schwach erhellt. Kadschanmatten, aus Kokosblättchen geflochten und weich wie Teppiche bedeckten den Boden, die Wände, ein Bettgestell. In einer Ecke hing ein flacher Sonnenschirm aus plissiertem, himmelblauem Papier. So wohnte ein Singhalesenmädchen. Auf dem Rand des Ruhebettes kauerte Atimeh, die kleinen, braunen Hände vor das bebende Gesicht geschlagen. Zwischen ihren Fingern und den gefärbten Nägeln quollen Tränen hervor, das Weinen stieß ihren zarten Körper wie eine Konvulsion. Warum? Wegen des gelben Mannes? — fragte sich Klaus und hielt den Atem zurück.

Er hob die Jalousie ein wenig und drängte seinen Kopf zwischen sie und das offene Fenster. Dann rief er leise:

„Atimeh!" Die Silben fielen wie kleine Steinchen in die Stille des Raumes. Bin ich verrückt, weil ich dieses Mädchen auf mich aufmerksam mache, fuhr es Klaus durch den Schädel. Wenn es mich nun verrät? Man soll in meiner Lage kein Mitleid haben, erboste er sich. Nun war es geschehen. Ach was.

Die Kleine schnellte das Gesicht aus den braunen Händen und starrte nach dem Fenster. Die goldenen Ringe an ihren nackten Fesseln klirrten leise. Sie trug heute nicht mehr den gelben Sarong, sondern ein durchsichtiges, weißes Schlafgewand, ähnlich einem Kimono. Atimehs Augen waren vor Schrecken geweitet, so daß das Weiße wie Porzellan schimmerte. Sie wollte schreien, brachte aber keinen Ton heraus. Sie kannte dieses fremde Gesicht im Fenster nicht.

Klaus sagte hastig und eindringlich: „Fürchte nichts, Atimeh. Ich bin der Mann in dem weißblauen Kittel, dem du gestern zugelächelt hast. Kennst du mich nicht mehr, Atimeh?"

Ja, sie kannte ihn jetzt wieder. Das war er, der Starke, der Schöne, der ihr so gut gefallen hatte. Aber was wollte er hier, zu einer Zeit, wo noch das ganze Viertel schlief? Ihr Schweigen bedrückte Klaus. Er mußte reden.

„Ich bin gekommen, weil ich dich weinen hörte, Atimeh. Sag' mir, weshalb du weinst. Willst du nicht, Atimeh?" Seine Stimme warb. „Esel!" titulierte er sich. „Warum vertröble ich hier meine kostbare Zeit und setze mein Leben aufs Spiel." Er hätte sich ohrfeigen mögen.

Die Singhalesin trank seine Worte wie Dattelwein. Da war einer, der gut zu ihr war. Ob man ihm glauben durfte. Alle Menschen waren Lügner, wenn sie nicht Singhalesen waren. Sie fragte mißtrauisch:

„Ist es wahr, daß du mir nichts tun wirst?"

„Wie kann ich, Atimeh? Ich bin ein Verfolgter. Die Leute in der oberen Stadt suchen mich, weil ich ihnen entflohen bin. Sie wollten mich töten." Es war nun wirklich egal, wieviel er noch von sich veriet. Übrigens hatte dieses Naturkind gute Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Die rote Mütze.

Skizze von Sepp Bauer.

Unter den Sommergästen, die hier am See nach der Arbeit eines Jahres Erholung suchten, fiel er nicht auf. Vom Schiffssteg zur Überfahrt, vom Gasthof zur oberen Seespitze, manchmal vielleicht noch der Fußsteig nach St. Jakob hinauf — das war sein ganzer Weg, den er in den vier Wochen seines Aufenthalts ging. Mit den übrigen Gästen sprach er höchst selten. Der Wirt von der Überfahrt brachte manchmal ein paar knappe Worte aus dem verschlossenen Manne heraus. Wenn ein spielendes Kind zu weit ins Wasser hinaus stapfte und sich in dem Schilfgeröhr hinter dem Anlegeplatz mit den kleinen Füßen verfing, dann war Georg Knörnschild ein hilfsbereiter Schützer, der in voller Kleidung ins Wasser stieg, um einen ängstlichen Zappelbuben zu retten.

Als der Mann vor Wochen zu einem kleinen Erholungsurlaub gekommen war, da zogen sich nur etliche graue Fäden durch das dunkle Haar an den Schläfen. Jetzt lag das ganze Haar fahlgrau und tot über der Stirne, kaum zeigte sich ein dunkler Fleck am Wirbel. Man ließ den Mann in Ruhe und quälte ihn nicht mit Fragen, die nur schmerzliche Erinnerungen aus einer Vergangenheit heraus reißen mußten, die nicht Vergangenheit werden wollte. Aus den Augen der Leute schaute Mitleid, wenn der große Mann gebeugt herumging, den Kopf zu Boden gesenkt, damit niemand in den Augen nach dem Woher und Wohin forschen konnte. Sie wußten es alle, und jeder Neuangekommene erfuhr es nach wenigen Tagen, daß Georg Knörnschild Zugführer war, daß er nie mehr in seinen Beruf zurückkehren wollte.

In der Überfahrt lag neben der Küche ein kleines Zimmerchen, in dem fast immer eine Tochter des alten Wirtes saß, den Fremdendurchgang eintrug, das Rechnungswesen besorgte und zuvorkommend allerhand kleine Wünsche der Gäste erledigte. Hier konnte man im Dämmer des Abends manchmal den grauen Mann finden, die beiden Ellbogen auf ein Tischlein gestützt, mit stieren Augen in einer alten Zeitung lesend. Das Blatt lag immer noch im Stapel, der in den Wochen bereits hoch angewachsen war. Auf den ersten Blick sah man diese auffallende Nummer mit der klobigen Schlagzeile „Eisenbahnkatastrophe bei . . .“ Am Falz waren die zwei Buchstaben „ph“ zu lesen, in dem kleinen Druck der anderen Nummern anmutend wie zwei schwere drohende Fäuste. Überall war das Blatt schon abgegriffen und zerfetzt, der lange Bericht, der fast zwei volle Seiten beanspruchte, zeigte an den Rändern Spuren von vielen Händen.

Still saß der Gast vor dem Tisch und las, was er nach dem oftmaligen Lesen längst Wort für Wort nachsprechen konnte. Es war nicht anders und wurde nicht anders. Da stand etwas von einer falsch gestellten Weiche, von einem Güterzug, einem Eilzug, von Lokomotivführer, Bremse, Fahrdienstleiter und Laternenzeichen, und danach „Ein Verschulden des Zugführers ist völlig ausgeschlossen, zudem . . .“ Wenn die trüben Augen die längst bekannte Stelle lasen, wurde ihr Blick heller und klarer als sonst; der Mann ging am Abend dann wohl auch in den Garten zu den anderen Leuten und sprach ein paar Worte mehr als sonst. Aber am Bett des Mannes stand in der Nacht darauf wieder das Gespenst von damals. Eine schwarze Schlange von Güterwagen, eine fauchende Lokomotive davor, ein rasender Zug, der auf die schwarze Schlange zu stürmte. Vor dem Gleise stand ein Mann in roter Mütze, gerade war er herauf gesprungen und gab hastig und aufgeregt Zeichen. Dann verschwanden der Mann, der Zug, das Gespenst. Ein Krachen noch, als kämen die Tage des Weltunterganges.

Auf dem abgedörrten Gras der Böschung liegend, war der Zugführer erwacht. Er sah die Trümmerstätte, fühlte eine blutende Strieme über den Augen, mußte vor fragenden, ernsten Männern wohl zwanzigmal die gleichen Aussagen machen. Dann brauchte er Ruhe, Erholung. Aber wohin er ging, überall folgte ihm die Erinnerung. Wagen krachten, Verletzte schrien, Sterbende wimmerten; auch hier in dem stillen Erdenwinkel, den er sich zum Ausruhen ausgewählt hatte. Auf dem gebeugten Rücken saß ein Gespenst mit feuerglühenden Augen und schwarzem Schlangenkörper, nebenher ging schleichend und unfaßbar der nagende Vorwurf. Obwohl der Vorwurf kein Recht hatte, da zu sein, er ging doch den gleichen Weg wie Georg Knörnchild. Hier drang kein Schienenlauf durch die herrliche Landschaft am See, kein Pfeifen von Lokomotiven, kein häßlicher Lärm eines rauhen Berufes. Nur wenn der Wind von dem Wetterwinkel her wehte, trug er manchmal schüchtern ein Rattern und Pfeifen über die Wasserfläche, das den ersten leichten Harsch des Vergessens wieder aufriß. Dann suchten zitternde Hände von neuem die abgegriffene Zeitung hervor, und stiere Augen tasteten den Buchstaben nach, um zu . . . daß der Zugführer Knörnschild keine Schuld an dem Unglück, das zwanzig Menschenleben vernichtet hatte, trug.

Scheu grüßten alle Leute den grauen Mann, der auf den einsamen Wegen eine schwere Last herumtrug, die niemand ihm abnehmen konnte. Vielleicht wurde er wieder gesund, wenn er von dem Beruf nichts mehr sah und hörte. —

An einem Spätsommerabend brachte der Bruder des Überfahrers in einer Zille den Bahnvorstand von der Station drüben an diesen stillen Platz. Der Beamte wollte nur dem Wirt eine persönliche Mitteilung machen. Vom Boot aus sprach er ein paar Minuten, dann mußte der Ruderknecht wieder abstoßen, weil der nächste Zug bald fällig war. In der Eile hatte er nicht einmal Zeit gefunden, die rote Fahrdienstleitermütze wegzulegen.

Von diesem Abend ab wußte niemand mehr, wo der schweigsame Gast sich aufhielt. Aufgeregt und leichenblaß hatten ihn ein paar Leute auf dem Fußsteig am See entlang laufen sehen; das Forschen nahm kein Ende. Bis nach fünf Tagen der Überführer am oberen Seespitz eine treibende Leiche fand. In dem aufgedunsenen Gesicht stand noch deutlich erkennbar der furchtbare Schrecken, die Hände waren an den Körper gepreßt. Man sprach von Selbstmord, rief sich alles noch einmal in Erinnerung, was man an dem Manne beobachtet hatte.

Der Tote konnte nicht mehr erzählen. Der Wirt von der Überfahrt verstand vielleicht ein wenig, was geschehen war. Die Tochter, die jeden Tag in dem kleinen Schreibzimmer saß, wußte noch etwas mehr. Sie hatte die rote Mütze gesehen, das Blutmal, das einen Tag des Schreckens wieder auftauchen ließ. Der See wußte, daß Georg Knörnschild vor einem Gespenst geflohen war, daß ihn der Schrecken der Erinnerung verfolgt hatte bis zum Seespitz, wo unter der Last eines abgehetzten Körpers das Geländer zerbrach . . .

In der kleinen Schreibstube neben der Küche liegt der Stoß Zeitungen. Die eine mit der klobigen Schlagzeile ist darunter, und am Falz schaut noch das „ph“ großmächtig aus dem Garmondsatz heraus. Nur hat eine Hand die Zahl der Toten geändert.

Jetzt sind es einundzwanzig.

„Andere sind viel artiger als du . . .“

Was man den Kindern nicht sagen soll.

In unserer Kinderzeit hatte unsere Mutter, um erzieherisch auf uns einzuwirken, die Figur eines kleinen Jungen namens Georg erdichtet, der ein Ausbund aller Tugenden war und uns bei jeder passenden Gelegenheit als Beispiel und Vorbild hingestellt wurde. „Georg hätte dies nie getan“, hieß es da wohl, oder „Georg schont immer sein gutes Sonntagszeug“. Georg machte keine Flecken aufs Tischtuch, hatte immer saubere Fingernägel, machte seine Schularbeiten ohne Aufforderung, erledigte bereitwillig Kommissionen für die Mutter, beaufsichtigte ohne Murren die kleinen Geschwister und war bei alledem von bezaubernder Höflichkeit und Liebenswürdigkeit. „An Georg sollt ihr euch ein Beispiel nehmen“, sagte die Mutter oft, „der ist viel artiger als ihr.“ — Anfangs hörten wir diese Lobpreisungen schweigend und nicht ohne Beschämung an, aber gar bald wich dieses Gefühl dem eines herzhaften Widerwillens gegen soviel Tugend und mein jüngster Bruder sprach uns allen aus der Seele, als er eines Tages den dringenden Wunsch äußerte, diesem Georg einmal zu begegnen. „Was würdest du denn tun?“ forschte die Mutter, und sie war nicht wenig überrascht, als prompt die Antwort kam: „Ich würde ihn mal ganz fürchterlich verhauen!“ Darauf verschwand das Idealbild Georg in der Versenkung und Mutter erfand andere Methoden, um unsere rauhen Sitten zu veredeln.

Diese kleine wahre Geschichte zeigt zur Genüge, wie vorsichtig man damit sein muß, Kindern andere Kinder, gleichgültig ob existierend oder nicht, als Modell hinzustellen.

Gewiß, ohne Beispiel und Vorbild kommen wir nicht aus in unserem Streben, unsere Kinder zu tüchtigen und guten Menschen zu erziehen, aber es ist eine sehr wichtige Frage, wie man ihnen beides nahebringt. Das Ungeschickteste, was man tun kann, ist z. B. ihnen andere Kinder als Vorbild hinzustellen. „Sieh einmal Hänschen B. an oder Ursula H.“ sagt wohl die Mutter zu ihrem Sprößling. „Wie wohlerzogen und artig sind die! Wie flott wissen sie zu antworten und wie lieb und offen gucken sie einen dabei an! So nett und sauber sehen sie aus — ja, das sind wirklich wohlerzogene Kinder, an denen du dir ein Beispiel nehmen könntest!“

Nun sind vielleicht dies gepriesene Hänschen oder die reizende Ursula ganz gerissene Rangen, die einen gewissen

[illegible], sich Erwachsenen gegenüber als Tugendbolde zu benehmen verstehen und dabei voller Streiche, wenn nicht schlimmerer Eigenschaften stecken. Mutter weiß das nicht, und ihre Kinder sagen ihrs nicht, denn man hat sie — mit Recht — gelehrt, daß Klatschen häßlich ist. Aber sie nehmen diesen Lobgesang stillschweigend hin als das, was er ist, nämlich eine Verkennung der Tatsachen, sie wundern sich vielleicht etwas, daß Mutter nicht schärfer sieht, und unwillkürlich erwächst ihnen daraus eine vielleicht erst unbewußte und allmählich schärfer werdende Kritik an ihrer Autorität auch in anderen Dingen.

Oder aber, die Lobsprüche sind berechtigt. Dann ist aber zehn gegen eins zu wetten, daß die Kinder das ihnen vorgehaltene Beispiel nicht leiden können. Sie hätten sich vielleicht von dem Kinde selber beeinflussen lassen, wenn man es ihnen nicht so gepriesen hätte. So aber regt sich prompt der Widerspruchsgeist; und sie bezeichnen jenes, das sie sonst vielleicht ganz gut leiden konnten, als „Zierliese“ oder „Tugendmichel“. Es wird also gerade das Gegenteil von dem erreicht, was die Mutter beabsichtigte.

Kinder sollte man überhaupt nicht miteinander vergleichen. Denn man bildet sie auf der anderen Seite auch leicht zu Pharisäern heran, die sich ihrer Eigenschaft als „Vorbild“ genau bewußt sind. Nichts Häßlicheres, als wenn man solch einen kleinen Tugendspiegel sozusagen im Gefühl der eigenen Vortrefflichkeit einherstolzieren und sich über Klassengenossen oder Geschwister bewußt oder unbewußt, mit Worten oder in Gedanken erhaben sieht! Da geht die Kindlichkeit verloren, und so werden oft jene Vortrefflichen gezüchtet, die später im Leben alles besser wissen und können und sich von ganzem Herzen unbeliebt machen!

Beispiel und Vorbild müssen durch Tat und Wesen, aber unabsichtlich durch Gewohnheit wirken, nur so können sie nützen. Das sollten sich auch die Mütter gesagt sein lassen. Es hilft ihnen nichts, wenn sie selber z. B. eine ihnen fremde und zwangvolle Pose einnehmen, um vor ihren Kindern als Vorbild dazustehen. Kinder sehen scharf und wissen sehr wohl Echtes von Unnatur zu unterscheiden. Erzieht euch selber beizeiten zu guten Gewohnheiten, die ihr ganz ohne Absicht übt, dann werden sich eure Kinder am ehesten ein Beispiel an euch nehmen!

Mutter Gustel.

Bunte Chronik



* **Eine Mäuse-Ausstellung.** In London, der Stadt der vielen Vereine, gibt es auch einen Verein, der sich „National Mouse-Club“ nennt und dessen Mitglieder sich ausschließlich mit der Züchtung interessanter Mäusearten befassen. Auf einer von dem Klub kürzlich veranstalteten Ausstellung waren 170 Mäuse zur Schau ausgestellt, von denen auch nicht eine zu den zahlreichen Gattungen der gewöhnlichen Haus-, Feld- und Wiesenmäuse gehörte. Besonders interessant war eine Züchtung von Mäusen als Pelztiere. Diese Luxusmäuse waren in verschiedenen Farben vorhanden, in reinweiß, in gelb, in rehfarben, aber auch in perlmutterbraun, silbergrau und schokoladenfarbig oder schwarz. Auch scheckige waren darunter. Für die schönsten dieser Mäusearistokratinnen waren ein Ehrenpokal und Geldpreise von beträchtlicher Höhe gestiftet. Der Klub hat sich das Ziel gesetzt, die Verwertung der Maus als Pelztier zu fördern, da das kleine, aber sehr dichte, glänzende und weiche Fell dieser zierlichen Nager sich vorzüglich zur Herstellung hochwertiger Pelzwaren eignet. Entgegen der sonst bei Mäusen zu beobachtenden Ruhelosigkeit und Scheu benahmen sich diese gepflegten und hochgezüchteten Ausstellungsobjekte äußerst gesittet und zutraulich, so daß die große Anzahl der Ausstellungsbesucherinnen ihre typische weibliche Scheu vor den niedlichen Tieren fast ganz verloren und die Käfige mit den prämiierten Schönheiten bewundernd umstanden.

*

* **Eine Schule für Charme — in Amerika.** In Amerika gibt es verschiedene Schulen. Neben ausländischen Sprachen und doppelter Buchführung kann man an diesen Bildungsstätten auch in die Geheimnisse der richtigen Zahnpflege, des Hypnotismus, der gesellschaftlichen Konversation und anderer nützlicher Fertigkeiten eindringen. Nun kommt aus Newyork die Nachricht, daß dort eine Schule eröffnet worden ist, wo man den Schülern jenes undefinierbare Etwas, das Charme genannt wird, beibringt. Die Leitung dieser neuen Hochschule erklärt, daß sie eine gewisse Rassentradition, Anmut und Schick in der Haltung, mit einem Worte: europäischen Charme vermitteln will. Sie unterscheidet auch gewisse Arten und Abarten dieses Charmes und behauptet, daß der slawische am empfehlenswertesten sei. Vor kurzem begann der erste Kursus, der für sechs Monate anberaumt ist. Man wird die Ergebnisse dieses eigenartigen Unterrichts abzuwarten haben. Denn bis heute nahm man an, daß Charme etwas Angeborenes sei. Amerika will uns jetzt eines Besseren belehren.

*

* **Der älteste Bräutigam der Welt.** Jakob freite bekanntlich sieben Jahre um Rebekka, Jean Paul deren acht um seine Eheliebste, doch reichen beide nicht im entferntesten an den Weltrekord des heute 68jährigen Amerikaners William Connon heran, der sich brav und gewissenhaft 44 Jahre lang als Bräutigam durch sein nicht gerade sehr glänzendes Dasein geschlagen hat. Nellie Manson heißt seine Angebetete, die er nun endlich ohne Erlaubnis ihrer inzwischen verstorbenen Großeltern und Eltern — sie hatten sich Jahrzehnte lang dieser Heirat energisch widersetzt — geehelicht hat. „Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn . . .“

*

* **Kröten im Tabak.** In französischen Raucherkreisen erfreut sich die staatliche Tabakregie einer in letzter Zeit rasch wachsenden „Beliebtheit“. War es vor dem Kriege keine Seltenheit, daß ein Raucher in seinem frisch erworbenen Tabakpäckchen ein auf unerklärliche Weise hinein geratenes Fünfzig-Centimes-Stück oder gar ein blankes Frankenstück vorfand, so wurden die Kunden der Regie in den letzten Jahren oft durch „Zugaben“ wie Bindfaden, Nägel, Zeitungspapier, Gummistücke und Stoffreste erfreut. Die größte Überraschung erlebte aber kürzlich ein Dünkirchener Raucher, der in seinem Tabakpäckchen zwischen zwei Schichten „Regiekraut“, sorgfältig eingebettet, eine mumifizierte Kröte entdeckte.

Lustige Rundschau



* **Gedichte.** „Meine Gedichte werden jetzt schon von doppelt so viel Leuten gelesen wie früher.“ — „Gratuliere, wußte ja gar nicht, daß Sie geheiratet haben!“

*

* **Die wärmere Zone.** „Mein Gott, ist das hier kalt im Wartesaal!“ — „Na, dann stellen Sie sich doch drüben unter 'n Sommerfahrplan!“



Rätsel-Ecke



Rätsel.

Ich werde einen Gruß dir nennen,
Den wir seit alten Zeiten kennen;
Doch, liest du mich von rückwärts, mahne
Ich dich an deine ält'ste Ahne.

*

Lieder-Rätsel.

Den Liederanfängen:

Morgen muß ich fort von hier
Wir treten zum Beten
Du Schwert an meiner Linken
Wenn die Schwalben heimwärts zieh'n
Alles neu macht der Mai
Im Wald und auf der Heide
Traute Heimat meiner Lieben

sind einzelne Teile zu entnehmen, die in der gleichen Reihenfolge zusammengestellt den Anfang eines neuen geistlichen Liedes ergeben.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 184.

Silben-Rätsel: Freitag.

*

Scherz-Rätsel.

(W an d auf Strich zwei „er“ mal „er“)

= **Wandaufstrich zweier Maler.**

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.